



ELEANOR BROWN

DIE
LICHTER
VON
PARIS

ROMAN

»Ich liebe
dieses Buch!«

Jojo Moyes

it

insel taschenbuch 4672

Eleanor Brown

Die Lichter von Paris



Nach außen scheint alles perfekt. Madeleine ist mit einem erfolgreichen Geschäftsmann verheiratet, sie hat ein schönes Zuhause in Chicago und keine finanziellen Sorgen. Dennoch ist sie nicht glücklich: Wie schon ihre Mutter und ihre Großmutter ist sie gefangen in einem Leben, das aus gesellschaftlichen Verpflichtungen besteht; die eigenen Träume sind auf der Strecke geblieben.

Als Madeleine eines Tages auf dem Dachboden ihres Elternhauses die Tagebücher ihrer Großmutter entdeckt, erfährt sie Unglaubliches: Die strenge, stets auf Etikette bedachte Großmutter Margie war einst eine lebenslustige junge Frau, die der Enge des Elternhauses nach Europa ins wilde Paris der zwanziger Jahre entfloh, um frei und unabhängig zu leben. Dort verliebte sie sich in einen charismatischen jungen Künstler und verbrachte einen glücklichen Sommer in der Pariser Bohème ...

Von Margies Geschichte ermutigt, fasst sich Madeleine endlich ein Herz, ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen ...

Eleanor Brown hat einen M. A.-Abschluss in Literatur und lebt in Denver, Colorado. Ihre Texte und Geschichten wurden in zahlreichen Anthologien, Magazinen und Literaturzeitschriften veröffentlicht. *Die Shakespeare-Schwestern* (it 4300) war ihr erster Roman, der sich auf Anhieb zum *New York Times*-Bestseller entwickelte. (www.eleanor-brown.com)

ELEANOR BROWN

Die Lichter von Paris

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Brigitte Heinrich

INSEL VERLAG

Originaltitel: *The Light of Paris*. G. P. Putnam's Sons,
an imprint of Penguin Publishing Group,
a division of Penguin Random House LLC. 2016

Erste Auflage 2018

insel taschenbuch 4672

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2017

© 2016 by Eleanor Brown

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag: Rothfos & Gabler, Hamburg

Unter Verwendung eines Entwurfs von Holly Macdonald,

© HarperCollinsPublishers Ltd 2017

Umschlagfoto: Paul Blackmore / Getty Images; Shutterstock

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-36372-9

Die Lichter von Paris

Hemingway: *A Moveable Fest*

Madeleine

1999

Ich hatte mir nicht vorgenommen, mir selbst fremd zu werden. Das tut eigentlich niemand. Niemand wirft das Altvertraute über Bord und krepelt sein Leben auf einen Schlag um. Wir gehen lediglich kleinste Kompromisse ein, fällen winzige Entscheidungen, ohne zu merken, wie diese kaum wahrnehmbaren Veränderungen sich zu etwas Größerem addieren, bis wir wohl oder übel gezwungen sind, dem Menschen ins Auge zu sehen, der wir geworden sind.

Ich hatte immer nur die besten Absichten: meine Mutter glücklich zu machen, den Frieden zu wahren, meine Ecken und Kanten zu glätten und meinen eigenen Weg zu gehen. Doch am Ende glich mein Leben den Porzellanfiguren aus der Vitrine meiner Mutter: glatt und überladen, dabei zerbrechlich und hohl. Nur für Ausstellungszwecke. Bitte nicht berühren.

Vor langer Zeit hätte ich mich vielleicht noch als Künstlerin bezeichnet. Als Kind malte ich auf jeder verfügbaren freien Fläche, sogar – zum Entsetzen meiner Mutter – auf Wänden, auf den wunderbar leeren Vorsatzseiten von Bibliotheksbüchern und auf mehr als nur ein paar frisch gebügelten Tischdecken. Auf der Highschool verbrachte ich nach dem Unterricht Stunden im Kunstraum und malte, bis das Sonnenlicht nur noch schwach durch das Glasdach fiel und die Kunstlehrerin mir sanft die Hand auf die Schulter legte, um mir zu bedeuten, es sei an der Zeit, nach Hause zu gehen. Mein *Anais-Anais*-Duft überdeckte den Farbgeruch, und alle meiner Schulbücher waren an den Rändern mit Kritzeleien und Zeichnungen übersät.

An den Wochenenden verkroch ich mich vor der abgrundtiefen Missbilligung meiner Mutter in den Keller, wo ich eine Staffelei aufgebaut hatte und malte, bis meine Finger steif wurden und die Farben, die ich auf der Palette gemischt hatte, sich im schwindenden Licht ausnahmslos in Schwarz verwandelten.

Doch seit ich verheiratet war, hatte ich nie mehr gemalt. Jetzt führte ich stundenlang Besuchergruppen durch die Räume des Stabler-Kunstmuseums und wies auf das wunderbar Nebelhafte der Impressionisten, die satte Klarheit der Romantiker, die zügellose Farbgebung im abstrakten Expressionismus hin. Während wir zwischen den Räumen hin und her wanderten, sprach ich darüber, wie die Malerei sich weiter entwickelte, wie eine Richtung in die andere übergang wie Flüsse, die zusammenfließen; das gleiche Medium, das gleiche Handwerkszeug, und doch in jeder Hinsicht so ganz und gar unterschiedliche Ergebnisse.

Wie oft ich es auch erklärte, immer erschien es wie ein herrliches Ding der Unmöglichkeit, dass Monet seine lieblichen Pastoralenszenen nicht einmal hundert Jahre vor dem herrlichen Chaos von Jackson Pollocks Wandgemälden geschaffen haben sollte.

Beinahe genügte mir das.

Gewöhnlich übernahm Tanis die älteren Kinder; sie hatte vier Söhne im Teenageralter und fürchtete sich vor nichts. Doch sie war nicht da, und die anderen Dozenten waren gebucht, deshalb fragte der Koordinator, ob ich die Gruppe übernehmen könne. Ich zögerte kurz – Teenager kamen mir furchteinflößend und unbeherrscht vor, schlaksige Gliedmaßen, unbegreifliche Modeentscheidungen und schlechte Manieren –, dann sagte ich zu. Ihre Lehrerin würde uns begleiten, und immerhin hatte sie um eine meiner Lieblingsführungen gebeten, über Künstler und deren Einflüsse.

Als ich mich in der Lobby mit ihnen traf, fragte ich die Kinder nach ihren Namen und ihren Lieblingskünstlern, worauf sie, vorhersehbar, reagierten, als wollte ich ihnen Staatsgeheimnisse entlocken. Ihre Lehrerin, Miss Pine, war jung und schlank, das Haar fiel ihr offen auf die Schultern, eher gekräuselt als gelockt, als wickle sie es die ganze Zeit um die Finger. Wie die meisten Frauen aus meinem Bekanntenkreis trug ich schmale Etuikleider und elegante Schals als dezente Farbtupfer, Miss Pine jedoch war in Massen brombeerfarbenen Stoffs gehüllt, die weniger einem Kleid ähnelten, als vielmehr einer Ansammlung von Taschentüchern, die mit Sicherheitsnadeln zusammengehalten wurden. Offenbar trug sie Armreife oder Glöckchen, denn es bimmelte, sobald sie sich bewegte. Vielleicht hatte sie aber auch ein paar nicht der Jahreszeit entsprechende Rentiere unter ihrem Stoffgebirge verborgen.

»Wie lange unterrichten Sie schon?«, erkundigte ich mich auf dem Weg zur ersten Station unserer Führung, unsere Entlein im Gefolge, während der Boden unter unseren Füßen angenehm knarrte.

»Fast zehn Jahre«, sagte Miss Pine. Das Entsetzen stand mir offenbar ins Gesicht geschrieben, denn sie lachte, ein heiterer Klang, ein wenig rau an den Rändern, der mich zum Lächeln brachte. »So schlimm sind sie doch gar nicht, oder?«

Ich sah mich über die Schulter nach den Jugendlichen um, die die breite Marmortreppe hinauf in den zweiten Stock hinter uns hertrödelten, und lachte ebenfalls. »Nicht ganz so schlimm.« Die Jungen prallten voneinander ab wie Flipperbälle, einige der Mädchen hatten in der unnachahmlichen Vertrautheit von Teenagern die Köpfe zusammengesteckt, ein paar andere ließen sich an den Treppenrand treiben, um sich die Gemälde an den Wänden oder die Skulpturen auf dem Treppenabsatz anzusehen.

»In mir kommen gerade verschüttete Erinnerungen hoch. Ich kam auf der Highschool nicht besonders gut mit meinen Mitschülern zurecht. Im Grunde verbrachte ich vier Jahre damit, mich in eine Ecke zu verdrücken und möglichst unterhalb des Radars zu bleiben.«

Miss Pine wedelte mit der Hand und brachte die Glöckchen wieder zum Klingeln. »Das war bei uns allen so. Von dieser Seite des Pults ist es viel einfacher, das versichere ich Ihnen. Außerdem versucht man, es für Sie zu einer etwas weniger unangenehmen Erfahrung zu machen.«

»Nun, meine Damen und Herren, der erste Halt«, sagte ich, als wir in den Renaissancesaal kamen. Ich drehte mich zu ihnen um, klatschte in die Hände und bereute es augenblicklich. Ich war einfach nicht der Typ, dem man das abnahm. »Was wisst ihr über die Kunst der Renaissance? Klärt mich auf.«

Die Jugendlichen, die unterwegs angeregt geschwätzt hatten, verfielen in verdrossenes Schweigen. Grundschulkinder schienen ein beinahe stürmisches Redebedürfnis zu haben und warfen sich mit dem ganzen Körper ins Zeug, wenn sie die Hände hoben, als hingen sie an Marionettenfäden. Doch diese Highschool-Kids trugen eine lustlos-adoleszente Lässigkeit zur Schau, die allerdings weder ihre unruhigen Blicke noch ihre nervösen Finger verbarg, mit denen sie ihre Zeichenstifte malträtierten und an ihren Zeichenblöcken herumfummelten. Ich war mir sicher gewesen, dass ich sie für die Renaissancegemälde begeistern könnte, all die Nakedeis mit der zarten, blassen Haut und den taktvoll platzierten Händen und Blättern, doch sie zeigten bestenfalls höfliches Interesse.

»Kommt schon, Leute«, sagte ich. »Ich ver helfe euch heute zu einem schulfreien Tag. Das Mindeste, was ihr tun könnt, ist, meine Fragen zu beantworten.«

Miss Pine und ein paar Jugendliche grinsten. Eliza, ein Mäd-

chen mit langen braunen Zöpfen und einem T-Shirt mit dem verwaschenen Aufdruck von Munchs *Der Schrei*, hob die Hand. Sie erinnerte mich ein wenig an mich selbst in diesem Alter – ein paar versprengte Pickel auf der Stirn, Zöpfe, aus denen sich einzelne Löckchen stahlen, ein massiger, kräftiger Körper. Sie hielt einen Malpinsel zwischen den Fingern, vielleicht für den Fall eines unerwarteten Kunst-Notfalls, was in mir das Bedürfnis weckte, sie in den Arm zu nehmen.

»Meine Retterin!«, sagte ich. »Bitte, meine Liebe, sprich!«

Eliza errötete ein wenig, als ihre Klassenkameraden sich nach ihr umdrehten, doch ihre Stimme klang laut, klar und selbstbewusst. Zumindest so selbstbewusst, wie ein Mädchen im Teenageralter eben sein konnte, die Stimme am Ende fragend erhoben. »Sie interessierten sich wirklich für, na ja, klassische Kunst? Die Griechen?«

»Und die Römer, aber ja doch«, sagte ich. Ich war so begeistert, dass tatsächlich jemand etwas sagte, dass ich vielleicht ein wenig zu laut sprach, denn ein Junge, Lam, mit schwarzen Haaren, die so gestylt waren, als wäre er gerade dem Windkanal entronnen, trat einen Schritt zurück. Ich räusperte mich und versuchte es ein bisschen weniger enthusiastisch, mit der zurückhaltenden Stimme, die ich in meinem sonstigen Leben benutzte, wo ich die ganze Zeit über Dinge redete, die mir gleichgültig waren. »Sie waren von griechisch-römischer Kultur fasziniert; diese Einflüsse können Sie überall erkennen. Nehmen Sie zum Beispiel dieses Gemälde hier«, sagte ich und deutete auf ein Bild eines italienischen Künstlers. »Sehen Sie im Hintergrund die Skulpturen oben an dem Gebäude?«

Die Jugendlichen beugten sich vor, und ich unterdrückte ein Grinsen. Sie waren also doch interessiert. Es ging lediglich darum, die äußerliche Coolness zu durchdringen.

Lam meldete sich. »Es sieht aus wie dieser Parthenonfries.«

»Tatsächlich, nicht wahr?«, sagte ich. »Und das ist kein Zufall. Sie versuchten, der Kunst neues Leben einzuhauchen, und hielten deshalb Ausschau nach den höchsten künstlerischen Leistungen, und in der Klassik wurden sie fündig.«

»Dann haben sie also kopiert?«, fragte ein kleines, schlankes Mädchen. An ihren Namen konnte ich mich nicht erinnern. Als sie sich vorstellte, hatte ich mich davon ablenken lassen, wie klein und schwerelos sie wirkte, wie ein von seinem Besitzer zurückgelassener Schatten.

»Das hat doch nichts mit Kopieren zu tun«, sagte ein Junge namens Hunter, und seine Worte triefen vor Verachtung. »Das war so was wie eine Inspiration.« Das Schattenmädchen senkte das Kinn und zog sich noch weiter in sich selbst zurück, und ich wäre am liebsten zu ihrer Rettung geeilt. Hunter sah auf diese irritierend unangestrengte Weise gut aus, wie sie Jungen im Teenageralter manchmal zu eigen ist, mit zarten, mädchenhaft hübschen Zügen, und an der Art, wie die übrigen Jugendlichen sich um ihn scharten, war zu erkennen, dass er der Star der Gruppe war.

Glücklicherweise trat Miss Pine dazwischen, bevor ich es tun musste. »Komm ein bisschen runter, Hunter«, sagte sie milde, und ich sah, wie die Jugendlichen sich neu sortierten, das Schattenmädchen unter ihren Wimpern hervorlugte und die anderen irgendwie erleichtert wirkten. Innerlich gab ich Miss Pine ein High Five. »Das ist eine berechtigte moralische Frage, wenn man davon ausgeht, dass auch ihr immer wieder mit Plagiatsvorwürfen konfrontiert werdet.«

»Und wir sind heute hier, um genau darüber zu sprechen, ja? Woher beziehen Künstler ihre Ideen, ihre Techniken, ihren Stil«, sagte ich.

»Von einander«, sagte Eliza und wedelte mit ihrem Malstift in meine Richtung.

»Genau«, sagte ich. »Warum gehen wir nicht weiter zu den Neoklassizisten und suchen nach mehr Beispielen?«

Im Saal der Neoklassizisten wurde die Unterhaltung lebhafter, und es gelang mir, die Jugendlichen in ein Gespräch über die Römer zu verwickeln, möglicherweise weil ich die Vomitorien erwähnt hatte. Ein Beweis dafür, dass derber Humor immer eine gute Wahl ist, wenn Nacktheit versagt.

Nachdem die Jugendlichen ihr Repertoire an Brech-Witzen erschöpft hatten, gab ich ihnen ein paar Minuten, um sich in dem Raum umzusehen. Einige von ihnen begannen wie wild zu zeichnen, und als ich ihnen zusah, juckte es mich in den Fingern. Die anfängliche Anspannung und Befangenheit fiel von ihnen ab. Vor langer Zeit war ich genauso gewesen, so verzweifelt bemüht, etwas zu schaffen, dass ich kaum meine Hände stillhalten konnte.

Ich lehnte mich an die Wand, und Miss Pine stellte sich neben mich. »Wie dem auch sei«, sagte sie und nahm unser früheres Gespräch wieder auf, als wäre es nie unterbrochen worden, »zu unterrichten ist für mich der beste Weg, mit meiner eigenen Kunst verbunden zu bleiben. Wenn ich sie dazu ermutige, etwas zu schaffen, käme ich mir wie eine Betrügerin vor, wenn ich nicht auch selbst etwas schaffte. Wie steht es mit Ihnen? Sind Sie Künstlerin?«

»O nein. Ich habe zwar die Kunstschule besucht, aber das ist nicht, also, ich will sagen, das war nicht so ernst gemeint«, antwortete ich hastig, damit sie nicht auf falsche Gedanken kam.

»Tatsächlich?« Sie hob eine blasse Augenbraue. »Aber Sie sprechen so leidenschaftlich darüber. Ich dachte ...«

Es gelang mir, das Verlangen zu unterdrücken, das mich immer überfiel, wenn ich über Kunst redete, und schüttelte den Kopf. »Ich wäre gern Malerin geworden, aber ... ich schätze, ich bin dem einfach entwachsen.«

Die Wahrheit war bei weitem zu kompliziert, um sie zu erklären, insbesondere Miss Pine, die so ernsthaft mit ihrem Schmuck klimperte und ein so großes, verständnisvolles Herz für diese Jugendlichen mit ihren betretenen Blicken hatte. Das war der Handel, auf den ich mich eingelassen hatte. Ich wusste, dass Phillip mich teilweise deshalb geheiratet hatte, weil er keinerlei Geschmack besaß und ich einiges über Kunst wusste, doch der Kontakt damit wurde mir nur in homöopathischen Dosen gestattet, vorzugsweise dann, wenn es ihn in ein gutes Licht rückte. Ich durfte Kunsthändler besuchen und für sein Büro oder die Eigentumswohnung um Gemälde feilschen, bei denen es mehr um die schiere Größe ging und um den Eindruck, den man mit ihnen schinden konnte, als um den künstlerischen Wert. Ich durfte im Museum Führungen machen, ehrenamtlich, aber selbst durfte ich keine Kunst schaffen.

»Kunst ist keine Sache, der man entwächst, nur weil man kein Teenager mehr ist. Es ist nicht so, wie wenn die Verliebtheit in ein Idol aus der Teenagerzeit endet.«

Ich legte mit gespielter Entsetzen eine Hand aufs Herz. »Machen Sie keine Witze. Ist es nicht Ihre Aufgabe, die Träume von Teenagern zu schützen?«

»Nicht offiziell, aber ich schätze, das tue ich ohnehin. Sehen Sie, wenn ich Ihre Lehrerin gewesen wäre, hätten Sie das Malen nicht aufgegeben.«

»Ah, aber wer würde dann die charmante Aufgabe übernehmen, apathische Teenager in die Schönheit Rembrandts einzuführen?«, fragte ich.

»Ich bin sicher, jemand würde in die Bresche springen. Nicht dass ich verspotten wollte, was Sie hier tun. Sie machen das ehrenamtlich, richtig?«

»Richtig«, sagte ich, obwohl ich mir nicht sicher war, ob Freiwilligkeit oder Ehrenamtlichkeit das, was ich hier tat, eindrucks-

voller machte. Die Abmachung lautete, dass ich unentgeltlich arbeitete und mich als Altruistin fühlen durfte, wenn ich meine anderen Pflichten nicht vernachlässigte: Mitgliedschaft im Chicago Women's Club und Teilnahme an den schmerzhaft öden geschäftlichen Veranstaltungen, bei denen Phillip auf meiner Begleitung bestand.

Führungen zu veranstalten brachte seine eigenen Unannehmlichkeiten mit sich, da es mich genauso einengte wie die anderen Pflichten auch. Wenn ich mich an Besuchergruppen wandte, sprach ich mit dem Selbstbewusstsein einer Wissenschaftlerin über Techniken, über Chiaroscuro und über Maßstäbe, Pinselstrich und Krakelüre, aber ich redete nie über die Gefühle, die Kunst in mir auslöste. Ich sprach nie darüber, was für eine wunderbare Sache es ist, ein Gemälde zum ersten Mal zu betrachten – und es wirklich zu sehen. Wenn ich meinen Blick für ein Gemälde öffne, scheint sich alles zu verändern und nie wieder dasselbe zu sein. Farben wirken lebendiger, Linien und Konturen eines Objekts schärfer, und ich verliebe mich in die Welt in ihrer ganzen Schönheit – die Tragödien und Liebesgeschichten in den Gesichtern der Passanten, das Schimmern eines nassen Gehsteigs oder die Art und Weise, wie die Blätter vor einem Unwetter ihre blasse Unterseite in den Wind drehen. Ich möchte weinen wegen einer zerbrochenen Eierschale unter einem Vogelnest, über die gezackten Ränder und den Vogel darin, der in die Freiheit entlassen wurde.

Am Ende der Führung ließ Miss Pine ihre Schüler laufen, wohin sie wollten – um zu zeichnen, mahnte sie streng, nicht um in den Museumsshop oder ins Café zu gehen. Einige von ihnen schlenderten zurück in die Renaissancesäle (vermutlich waren die nackten Brüste der Venus am Ende doch zu verführerisch); ein paar andere verweilten bei der vibrierenden Schönheit der Impressionisten.

»Hören Sie«, sagte Miss Pine und drückte mir eine zerknitterte Postkarte in die Hand, die sie aus ihrer Handtasche hervorgekramt hatte, »falls Sie Ihre Meinung ändern und Kontakt zu Ihrem inneren Teenager aufnehmen wollen. An diesem Wochenende unterrichte ich in einem neuen Atelier in Bucktown eine Malklasse. Heute Abend fängt es an. Sie sollten kommen.«

Ich starrte auf die Karte wie auf das Tor zum Paradies und stellte es mir vor: ein helles Atelier, den Geruch nach Farbe und Leinwand, das Gewicht des Pinsels unter meinem Daumenballen, alles gleichermaßen neu und vertraut.

»Das ist sehr nett von Ihnen«, sagte ich und glitt wieder in die glatte, emotionslose Stimme, die meine Rüstung war, »aber ich habe bereits etwas vor.« An diesem Abend war meine Anwesenheit bei einem von Phillips Essen erwünscht, und am nächsten Tag würde ich zu einem Besuch bei meiner Mutter aufbrechen. Viel lieber hätte ich das Wochenende in dieser Malklasse verbracht, doch in meinem Leben gab es viele Pflichten und wenig, was ich selbst gern tun wollte.

Sie zuckte die Schultern. »Dann ein andermal. Meine Telefonnummer steht hier.« Sie deutete unten auf die Karte, dabei fiel mir auf ihrem Finger ein getrockneter Farbkleck auf, ein verwirrend vertrauter Anblick – war dies nun ihre Hand oder meine vor einem Jahrzehnt? »Kein Druck. Nur Spaß.«

»Danke«, sagte ich, wohl wissend, dass ich mich niemals an sie wenden würde. Ich wusste, dass es besser war, diesen Teil meines Ichs in Schach zu halten, aber zu meiner Überraschung fühlte sich dieses Wissen scharf und schneidend an, als wäre es neu und nicht etliche Jahre alt.

Nachdem Miss Pine und die Schüler gegangen waren, aß ich im Personalraum ein paar Kekse, schob sie so hastig in den Mund, dass sie über meine Zunge schabten, dann sammelte ich meine Sachen ein und ging nach Hause. Manchmal nahm

ich einen Umweg und ging bei einigen Galerien vorbei, die immer herrlich respektlose, aufregende Ausstellungen zeigten, doch heute war ich mit Phillip verabredet. Er versuchte gerade verzweifelt, ein Geschäft mit einem Immobilienmakler namens Teddy Stockton an Land zu ziehen, was mich dazu verdonnerte, mit Teddys Frau Dimpy und den anderen Ehefrauen einen ganzen Abend höflich Konversation zu treiben.

Zu Hause hielt ich vor der Eingangstür einen Augenblick inne. In letzter Zeit hatte ich jeden Abend einen seltsamen schwarzen Hoffnungsfunken verspürt, den Wunsch, mein Mann würde nicht heimkommen.

Ich wollte nicht, dass ihm etwas Schlimmes zustieß; ich wünschte mir nur, er würde verschwinden. Einfach verschwinden, durch ein Wurmloch oder durch einen Steinkreis. Vielleicht würde er eines Tages auch beschließen, dass er die Nase voll hatte, und ohne mich auf eine karibische Insel ziehen. Ich würde ihm aufrichtig alles Gute wünschen. Ich würde seine Sachen für ihn packen und sie ihm mit einer Tube Sonnencreme und den besten Wünschen nachschicken. Das wäre sauber und emotionslos, und niemand hätte Schuld.

Ich fragte nicht nach der tiefen Bedeutung dieser Gedanken. Ich hatte so lange jedes unangenehme Gefühl hinuntergeschluckt, dass ich gar nicht auf die Idee kam, diese wiederkehrende Fantasie vom verschwundenen Ehemann könne ein Zeichen dafür sein, dass etwas furchtbar schief lief.

Aber natürlich gab es keinen magischen Steinkreis und keine karibische Insel, denn als ich die Tür öffnete, war er schon da, stand in der Küche und schaute die Post durch. Er sah aus wie immer, als posierte er für ein Katalogfoto.

Phillip war älter als ich, knapp unter vierzig, doch er war einer dieser Männer, die immer besser aussehen, je älter sie werden; nicht unbedingt hübsch, aber gutaussehend, wie ein

Schauspieler oder Nachrichtenmoderator. Da ich kein Interesse an Schönheitschirurgischen Eingriffen hatte, stellte ich mir vor, wie der Abstand zwischen unserer jeweiligen Attraktivität immer größer wurde, bis ich, faltig, müde und grau, einer unverheirateten Tante glich, die er großzügig zu Wohltätigkeitsveranstaltungen mitnahm.

»Du bist spät dran«, sagte er, als ich meine Tasche abstellte und nach dem Pullover griff, den ich im Garderobenschrank aufbewahrte. Die raumhohen Fenster, die es einem erlaubten, von dem unbequemen Sofa aus die endlose Aussicht auf den Michigansee zu bewundern, waren auch, dessen war ich mir ziemlich sicher, der Hauptgrund, warum es in unserer Wohnung immer so kühl war. Im selben Moment, in dem ich nach Hause kam, zog ich mir einen Pullover über, selbst im Sommer. Ständig trug ich Socken und Hausschuhe, und wenn ich aus der Dusche kam, beeilte ich mich und wickelte mich in Handtuch und Bademantel, während das Wasser auf meiner Haut zu Eiskristallen gefror.

»Entschuldige«, sagte ich mechanisch und ging an ihm vorbei ins Wohnzimmer. Wir küssten uns nicht zur Begrüßung oder zum Abschied, nicht mehr. Wir waren nie ein Paar gewesen, das seine Gefühle offen zeigte – Phillip machte sich viel zu viele Gedanken darüber, was andere dachten, und ich hatte sogar nach unserer Heirat noch Angst, zurückgewiesen zu werden –, doch inzwischen streiften seine Lippen nicht einmal mehr meine Stirn, wenn er morgens das Haus verließ. Die in der Öffentlichkeit demonstrierte Kühle war in unser Privatleben vorgedrungen und hatte uns auf Cocktailpartys zu Fremden werden lassen, die sich sicher waren, dass sie einander schon früher einmal begegnet waren und sich quer durch den Raum neugierige Blicke zuwarfen. *Kenne ich Sie nicht von ... Haben wir nicht einmal ...*

Er bündelte die Post zu einem Stapel, klopfte ihn auf die Arbeitsplatte aus poliertem schwarzem Granit, auf der Schmutzflecken irritierenderweise nicht zu erkennen waren. »Beil dich. Zieh das schwarze Kleid an, das du bei der Wohltätigkeitsaktion für die Bibliothek anhattest. Du siehst aus, als hättest du heute zu viel gegessen.«

Ich sah an meinem grauen Kleid hinunter, das ich im Museum getragen hatte, und versuchte, das verräterische Keksbäuchlein auszumachen. Möglicherweise hatte ich ein paar Plätzchen zu viel gegessen, aber im Laufe eines Nachmittags konnte ich unmöglich viel an Gewicht zugelegt haben. Doch Phillip schien immer zu wissen, wenn ich etwas gegessen hatte, das ich nicht hätte essen sollen. Er ähnelte einem gut dressierten Bluthund, und er ertappte mich jedes Mal, wenn ich etwas anderes aß als Möhrensticks, selbst nachdem ich endlich gelernt hatte, meine Blusen nach Puderzucker abzusuchen, bevor ich nach Hause ging.

»Gut«, sagte ich und ging ins Schlafzimmer, um das schwarze Kleid anzuziehen. Mich mit ihm anzulegen war nicht der Mühe wert – einfacher war es, zu essen, was er mir sagte, zu tragen, was er wünschte, mich zu verhalten, wie er es für richtig hielt. In dieser Hinsicht glich er ein wenig meiner Mutter, obwohl er in einem Wettbewerb auf keinen Fall jemals gegen sie gewonnen hätte. Phillip war es gewohnt, dass alles nach seinen Wünschen ging, aber meine Mutter konnte einen mit ihrer Art umbringen.

Ich zog das gewünschte Kleid an und schlüpfte in ein paar hochhackige Pumps, die an den Zehen drückten. Mein verkraupfter Magen schmerzte, aber im Badezimmer gab es keine Säuretabletten mehr. Nachdem ich ein paar Abendtaschen und den Nachttisch durchsucht hatte, fand ich schließlich welche im Wandschrank, schob sie mir rasch in den Mund und